Paris nach dem Sturm der Kriegserklärung.

Erlebnisse eines Augenzeugen.

Die Wahrheit über Ausschreitungen der Pariser Bevölkerung. — Ermordung deutscher Reichsangehöriger. — Zertrümmerung deutscher Geschäfte. — Tage des Schreckens und der Aufregungen.

Die absichtliche Verbreitung von Unklarheiten beim Beginne eines Krieges gehört zum modernen Rüstzeug. Wie weit diese Waffe in den anderen vom Krieg berührten Ländern gebraucht wurde, kann ich nicht sagen, da ich während der Hauptzeit der Kriegsvorbereitungen und des Kriegsbeginns, d. i. vom 1. bis 23. August, in Antwerpen, Paris und London zugebracht habe, wo ich von allen Nachrichten, die außerhalb Belgiens, Frankreichs und Englands ihren Ursprung hatten, abgeschlossen war. Man halte mich darum nicht für parteiisch, wenn ich mich nur mit dem Unterschied befasse, der sich weitklaffend auftut, zwischen dem, was ich in den französischen und englischen Zeitungen und offiziellen Berichten über die Vorkommnisse während der Mobilisation und der „ersten Kampfzeit las, mit dem, was ich in den Hauptstädten der Alliirten thatsächlich gesehen und miterlebt habe.

Es war kaum über zwei Wochen seit ich Paris das letzte Mal verließ, als ich am 2. August zurückkehrte und das Straßenbild mir im ersten Augenblick unverändert schien. Es war ein Sonntag. Die Straßen um den Nordbahnhof waren gedrängt voll von Leuten. Wie damals, als ich abfuhr, am 14. Juli, prunkten auch jetzt alle Häuser im Flaggenschmuck. Keine Straßenbahn und kein Omnibus hätte die Menschenmauern durchdringen können, und wie am 14. Juli wurde auch an diesem Sonntag kein Versuch gemacht, sie dem Verkehr dienstbar zu machen. Aber ein großer Unterschied konnte doch schnell genug erkannt werden: Damals am nationalen Festtage flogen Tänzer und Tänzerinnen in Festkleidern in Reihen über den Asphalt hin; auf den in der Mitte der Straße errichteten Tribünen jauchzten die Violinen, sangen die Flöten und Beleuchtungs-Ballons zitterten in der Luft. Heute drängten die Menschen stumm aneinander vorüber oder warteten wortlos, bis sich Oeffnungen in den lebenden Mauern auftaten, in die sich die Wartenden hineinschieben und so weiterkommen konnten. Jubel und Musik und Gesang und Tanz erfüllten damals die Pariser, während sie heute resignirt oder verzweifelt oder mit verhaltenem Zorn zusahen, wie den dicht hintereinander folgenden Zügen junge und ältere Männer in Massen entstiegen, gezwungen sich in den bereits entwöhnten Militärdienst zu stellen. Es waren die Reservisten, die für den ersten Tag der Mobilisirung einberufen waren. Die so begonnene Mobilisirung sollte nach den Plänen der Kriegsverwaltung noch 21 Tage dauern, doch schon am 15. Tage gratulirten die Zeitungen dem Kriegsministerium, und das Kriegsministerium gratulirte der Nation, daß die Mobilisirung bereits 6 Tage vor der projektirten Zeit beendigt war; aus eigener Erfahrung kann ich dem entgegensetzen, daß in Wahrheit diese Mobilisirung am 16., 17. und 18. Tage noch im vollen Gange war. Wie lange es noch weitergedauert, kann ich nicht sagen, da ich dann nach London fuhr. Auch die von den in französischen und englischen Zeitungen gerühmten Ausbrüche von Enthusiasmus seitens der Einberufenen, habe ich nicht gehört oder gesehen; die eingekleideten Reservisten zogen stumm aus der Stadt hinaus. Keine Musik begleitete sie, nur weinende Frauen und Kinder liefen nebenher, jenen das Geleit bis zu den Bahnhöfen gebend und mitleidsvolle Augen starrten den mit unregelmäßigen Tritten in Marschkolonnen Dahinziehenden nach. Ein einziges Regiment machte eine Ausnahme von dieser Regel. Es war das Pariser Spezial-Regiment, das man in der Metropole bezeichnend „Les Vitrines" nennt, Chasseurs au pied in dunkelblauen Uniformen. Diese zogen mit lautem frohen Gesang nach Versailles. Die flotten, kleinen Kerle rekrutirten sich aus dem dunkelsten Paris, in dem sie sonst als Apachen eine viel beklagte Rolle spielen.

Einen ungewohnten, erschütternden Anblick boten die Boulevards. Obgleich Paris seit dem letzten August als in Belagerungszustand und unter strenger militärischer Kontrolle stehend erklärt wurde, jede Zusammenrottung verboten war, zogen Horden von Burschen und Weibern unter Vorantragung der Tricolore durch die Hauptstraßen, zerbrachen Fensterscheiben, demolirten herabgelassene Eisenroll-Läden, stürmten in die offenen Geschäfte, zerschmetterten die Einrichtungen, stahlen, was sich forttragen ließ, rissen Firmenschilder herunter, verprügelten die Ladeninhaber, soweit dieselben nicht vorher geflohen waren. Ein deutsches Wort in der Firma genügte zur Entfachung der Wuth, der Ausdruck „Münchener Bier" war hinreichend, um den „Patriotismus" der gesetzlosen Banden so anzufeuern, daß sie die betreffenden Wirthschaften dem Erdboden gleich machten. Eine Pariser Hausfrau klagte, daß die Verkaufs-Läden der Milchgesellschaft „Maggi", es gab deren über 200 in Paris allein, nur darum zerstört wurden, weil die französischen Milchhändler die Mengen gegen sie aufgehetzt. Unter der Konkurrenz der Deutschen, die gute Milch billiger abgaben, hatten sie zu lange gelitten; Andere sagten mir, die Wuth der Pariser gegen die „Maggi"-Gesellschaft habe darum einen so hohen Grad erreicht, weil der Generaldirektor am Tage vor der Mobilisation 14 Millionen Franken, baar in Gold und goldgleichen Sicherheiten in zwei Automobile geladen, um sie über die Grenze zu schaffen. Das hätte allerdings keinen wirklichen Haß geben können, denn im letzten Augenblick hatten die französischen Autoritäten von der beabsichtigten Flucht erfahren. Sie änderten die Richtung der Autos und das Geld wurde von ihnen in Verwahrung genommen. Der Direktor erhielt eine Empfangsbestätigung ohne ein Datum, wann dasselbe ihm wieder zur Verfügung gestellt werden würde.

Die Karlsbader Porcellan-Niederlage am Boulevard des Italiens wurde gleichfalls gestürmt. Die eisernen Gitter davor wurden herausgebrochen, die Thüren eingeschlagen, und als die patriotischen Einbrecher abzogen, war der Fußboden des großen Lokales kniehoch mit Scherben bedeckt und jene Seite des Boulevards war unpassirbar, denn dort lagen die Ruinen der ehemals luxuriösen Einrichtungen des Geschäftes.

Einen gleichen Anblick boten die Erfrischungshallen der englischen Aktiengesellschaft, die in ihrer Firma den Namen des Gründers derselben, Appenrodt, führt. Der Besitzer dieses Namens selbst, ein geborener Deutscher, in England naturalisirt, lebt in seinem Adoptivvaterlande, wo er Hunderte solcher Erfrischungshallen errichtet hat. Er hat sogar jetzt als erster einen Check von 5,000 Pfund an das englische Rothe Kreuz gesandt, zur Pflege der englischen, französischen und belgischen Verwundeten. Doch der deutsche Name war das Verderben seiner Gesellschaft. Wie das prunkvolle Hauptlokal auf dem Boulevard, wurden auch deren übrige Restaurationen vollständig zerstört; was nicht mehr ausgetrunken oder fortgetragen werden konnte, wurde auf die Straße geworfen, die Einrichtungen zerschlagen und die Fragmente derselben gegen die prächtigen Spiegelscheiben geschleudert, bis auch diese klirrend in den Schutt fielen.

Einige Häuser weit davon befand sich ein großes Restaurant, das sich wirklich unverdienterweise „Restaurant Viennoise" nannte, aber sonst durchaus französisch geführt wurde. Einige Stunden nachdem die Menge dieses Zeichens ansichtig geworden, gab es dort keine Wiener und keine Pariser Küche mehr, keine Würste und keine Pot au feu, keinen Wirth und keinen Kellner; aber auch keine Gläser und auch keine Teller mehr, keinen ganzen Stuhl und keinen ungebrochenen Tisch. Erst als die Menge diese Ueberzeugung gewonnen hatte, wandte sie sich neuen Unternehmungen zu.

Die Automobil-Firma Daimler, mit Fabriken in Frankreich, Deutschland und Oesterreich scheint ein gleiches Schicksal für ihre Niederlage am Boulevard des Capucines befürchtet zu haben, denn prompt erschien an den heradgelassenen Rolläden ein geschriebenes Plakat: Unsere Angestellten sind zur Armee gegangen, um zu kämpfen „Contre les reptiles allemands" (gegen die deutschen Reptilien). Mit dieser „Klugheit" hatten sie sich auch vor dem drohenden Ansturm gerettet.

Wie die Boulevards waren auch Seitenstraßen die Zeugen von solchem Vandalismus. In der Rue d'Hauteville befindet sich ein Restaurant, das sich einer Wiener Küche rühmt. Thatsächlich gehen auch viele Oesterreicher und Deutsche regelmäßig dahin. Der Eigenthümer, ein Herr Langer, ist schon seit vielen Jahren als Franzose naturalisirt und besitzt auch ein Restaurant in den Champs Elysees, das ausschließlich von wohlhabenden Franzosen besucht wird. Er war nicht anwesend, als der Mob in das Lokal einbrach, die Kellner verprügelte und die Gäste verjagte, sowie die Frau des Wirthes, eine geborene Französin, die kein Wort deutsch versteht, ferner die neben ihr stehende Kassiererin beschimpfte und forttrieb und dann das sich auf zwei Stockwerke erstreckende schöne Lokal in einen Trümmerhaufen umgestaltete. Es war ein geringer Trost für den Eigenthümer, daß am nächsten Tage eine Holzwand um das Haus gezogen wurde und auf den Brettern wurde ein vom Maire gestempeltes und gezeichnetes Plakat angebracht, daß Herr Langer Franzose ist und daß er bereits zur Armee abgegangen war.

Man hat mir gesagt, daß diese und viele anderen Gräuel in diesen ersten Tagen der Aufregung nicht vermieden werden konnten. Das ist entschieden nicht richtig. Polizisten gab es in Paris in Hülle und Fülle und die vom militärischen Gouverneur von Paris ausgeschickten Patrouillen von Fußsoldaten und von berittenen Gardes republicaines waren auch in den Straßen viel zu sehen. Sie hatten entweder die Ordre, solche „Kleinigkeiten" nicht zu bemerken, oder sie wollten diese Vandalismen nicht sehen oder endlich sie fürchteten für ihre glänzenden Uniformen und ihr kostbares Leben. Ich muß Ersteres glauben, denn sonst hätte ich doch wenigstens in einigen Fällen hören müssen, daß diese zur Aufrechterhaltung der Ordnung designirten Menschen im Interesse der Anständigkeit, der Menschlichkeit intervenirt hätten.

Am dritten Tag der Mobilisirung waren neun Zehntel aller Kaufläden der Stadt geschlossen und unter Aufsicht der Polizeiorgane wurden überall Bretterwände um die zerstörten Läden aufgerichtet. Doch diese Polizisten selbst hatten an vielen Stellen an der Demolirung persönlich theilgenommen. Sie waren es, die in Uniform oder in Zivilkleidern, z. B. das Schild im zweiten Stocke des Hotel Austria in Stücke brachen, während der Montmartre Mob das Erdgeschoß total zerstörte, und während Polizisten in der rue Vivienne auf langen Leitern auf das Gesimse eines Hauses kletterten, um das Schild der Frankfurter Zeitung herunterzureißen, zerschlugen die Patrioten das kleine Schild derselben Zeitung, das neben dem Thore angebracht war. Daß dabei Steine auch in andere Fensterscheiben flogen, mußten die geschädigten Eigenthümer auf das Konto der Vaterlandsliebe buchen.

Wie sehr die Polizei mit dem Ausbund von Paris sympathisirte, konnte ich aus der Mittheilung eines Oesterreichers entnehmen, den ich vor der Mairie des 15. Bezirkes sprach. Es war am zweiten Tage der Mobilisirung, an dem die 24 Stunden abliefen, die allen Angehörigen der feindlichen Mächte gegeben wurden, um Paris zu verlassen. Zu Tausenden waren sie vor dem Polizei-Kommissariat gestanden, um sich dort ihre Existenz bescheinigen zu lassen und nachdem sie diese Bestätigung erhalten, mußten sie ebenso in langen Doppelreihen vor den Bezirksämtern stehen, um die Erlaubnis oder den schriftlichen Befehl zum Verlassen der Stadt entgegen zu nehmen. Jener Oesterreicher erzählte mir, daß, als er vor dem gestrengen Kommissär erschienen war und er gesagt, daß er Oesterreicher war, der Polizeimann ihn angeschnauzt: „Ja, jetzt wollt ihr fort! Man sollte Jeden von Euch erschießen!"

Bei diesem doppelten Warten geschah es vielen Deutschen, Oesterreichern und Ungarn, daß sie die Möglichkeit, Frankreich zu verlassen, in 24 Stunden nicht erhielten, nicht in zwei und drei Tagen hätte ein großer Theil abgefertigt werden können, so kam es dann, daß eine große Anzahl der Unglücklichen zur Polizei zurückkehren mußte, und um Aufschub bat. Ein solcher wurde nicht gewährt, wenigstens in keinem mir bekannten Falle. Die Ueberbliebenen, Männer, Frauen und Kinder, wurden auf dem Gare St. Lazare und auf anderen Bahnhöfen, die nach dem Westen, Nordwesten und Südwesten führten, in Herden zusammengetrieben. Sie mußten dort bleiben, bis Züge abgelassen werden konnten, in denen sie nach Gegenden gebracht wurden, wo die Ernten nicht eingeheimst waren, und dort zwang man sie, für Feinde ihres Vaterlandes auf den Feldern zu arbeiten. Die französischen Blätter brachten damals Berichte voll Lobes für die Humanität der französischen Behörden, die in den Armen, die auf den Bahnhöfen durch Tage und Nächte lauerten, nicht die Angehörigen einer gegnerischen Nation, sondern nur Menschen sahen, die hungerten und denen sie Nahrungsmittel gaben. Mich ekelte vor der Heuchelei. Sie mußten doch die Leute bei Kräften erhalten, wenn sie ihre animalische Kraft ausnützen wollten.

So viel ich weiß, wurden in den ersten 15 Tagen der Mobilisirung 82 Menschen als Spione erschossen, selbst ohne den Schein einer kriegsgerichtlichen Verhandlung. Dieses letztere Moment entnehme ich den französischen Zeitungen, die am 18. August ihren Lesern erzählten, daß an dem Tage das erste Mal das Kriegsgericht zusammentreten würde. An dem Tage wurde auch ein Staatsanwalts-Stellvertreter bestimmt, der den militärischen Verhandlungen beiwohnen sollte. Freilich leugneten die französischen Blätter immer, daß standrechtliche Erschießungen vorher vorgenommen worden wären und wiesen darauf hin, daß sie nicht solche Barbaren wären wie die Deutschen, die unschuldige Menschen, wie doch die Bürgermeister in den elsäßischen Städten von jeher gewesen, auf den Verdacht der Spionage hin einfach erschossen. Sie meldeten auch nie mehr, als daß hier einer unter dem Verdacht der Spionage stand, dort Einer als Geistlicher verkleidet, in die Stadt gekommen war u. s. w., aber mit solchen Mittheilungen hatte auch die Berichterstattung ihr Ende erreicht. Was weiter geschah, wurde öffentlich nicht berührt. Man hatte, so hieß es z. B. auch, auf zwei Hotels Funkenstationen entdeckt, die zur Auffangung der vom Eiffelthurm abgegebenen militärischen Nachrichten dienten und die dann von den Eigenthümern der Hotels an den deutschen Generalstab weiter befördert wurden. Weiter nichts. Das war am 3. August Nachmittags in den Zeitungen. Aber der eine der Hotelbesitzer war bereits am 3. August Morgens als Spion erschossen worden. Es war der Besitzer des Hotels Astoria, Herr Geisler. Das andere war das Hotel Majestic. Deren Direktor wurde am 4. August erschossen.

Der erstere Fall, der des nunmehr todten Geisler, hätte jedenfalls eine gründliche Untersuchung vertragen, den anderen kenne ich nicht. Wenn auch nur die eines Kriegsgerichtes, das sich in der Regel nicht durch allzugroße Unparteilichkeit auszeichnet. Geisler hat seine Schuld bis zum letzten Athemzuge geleugnet. Er war Generaldirektor einer Gesellschaft, die in Paris allein sechs große Hotels besitzt. Er persönlich leitete das Hotel Campbell in der Avenue Friedland. Direktor des Hotels Astoria ist eigentlich Herr Aulich, der als Eigenthümer des Savoy Westend Hotels in Karlsbad die Belmonts, die Paynes und andere sehr bekannte Amerikaner zu seinen Freunden zählt. Auf dem Dache des Hotels Astoria hat man einen Funkentelegraph entdeckt. Diese Entdeckung war nicht schwer, denn das Hotel liegt an einer Ecke des Champs Elysees und jeder von den täglichen hunderttausend Passanten nach dem Etoile und dem Bois konnte den Apparat seit fünf Jahren mit freiem Auge sehen. Uebrigens haben viele große Hotels solche Apparate, vermittels welcher sie ihren Gästen die neuesten Nachrichten liefern. Herrn Aulich, der gar kein Deutscher ist, wird Niemand der Spionage verdächtigen, und er hatte meistens französische Angestellte. Er selbst ist auch seit April von Paris abwesend. Herr Geisler kam nur gelegentlich in das Astoria. Eine Verwendung des Funkenapparates zur Spionage hätte kaum eine Stunde lang vor den Franzosen im Hotel geheim gehalten werden können, das mußte er wissen, und doch wurde er ohne jede Untersuchung erschossen.

Gerechter finde ich, und auch Humor liegt darin, daß ein Franzose, der nach Kundmachung der Mobilisirung in der Rue de Commerce rief „Vive l'Allemagne!" sofort nach der nächsten Kaserne geschleppt wurde. Dort kleidete man ihn nach kurzer Berathung in eine Felduniform, und er war einer der ersten, der an die Front gesandt wurde. Uebrigens haben die Deutschen unter der besseren französischen Bevölkerung wirklich viele Bewunderer, auch während des Krieges.

Ich begreife die Besitzer und Direktoren der großen Mühlen in Corbeil sehr wohl, daß sie als Deutsche es bitter empfanden, daß ihre enormen Vorräthe an Mehl und anderen fertigen Nahrungsmittel sowie Getreide den Franzosen zufallen sollten, während sie selbst dem Rufe ihres Kaisers folgen mußten. Ehe sie sich also entfernten, legten sie Minen um die Vorrathskammern und die Maschinenräume. Da die Mühlen in Corbeil die in ihrer Art weitaus größten Anlagen in Frankreich sind, wäre die Durchführung des Projektes ein arger Schlag für die Verproviantirung der Armee und der Stadt gewesen. In der Ueberzeugung, daß er geführt werden müsse, waren die vier Direktoren nach Deutschland gezogen. Der Generaldirektor allein war bis zum letzten Moment dort geblieben und eben hatte er die Zünder eingeschaltet und wollte sich entfernen, als ein Polizeikommissär mit einer Schar Polizisten ihn überraschte. Mit erhobener Pistole stellte er den Mann vor die Wahl, entweder sofort die Minen zu entladen oder erschossen zu werden. Der Direktor zauderte und dem Polizeimanne, der fürchtete, daß die Explosion nun jeden Moment erfolgen könne, wurde es etwas warm unter der Uniform. Er wiederholte seine Frage dringender, zog den Hahn auf und setzte dann hinzu, daß er dem Direktor versprechen, daß er sicher an die Grenze gebracht werden solle, wenn er die Minen preisgeben werde. Der Direktor verlöschte die Minen, er gab die Vorräthe den Feinden seines Vaterlandes hin und seither hat man nichts von ihm gehört. In Deutschland ist er nicht angekommen. Mein Notizbuch ist voll von Beispielen dieser Art, von dem Verzeichnisse zerstörter Existenzen, von Beweisen, daß es eine Kriegsbegeisterung in Paris nicht gab, von Namen und Orten, wo die reichen Ernten auf den Feldern faulen und die vollen Halme verdorren, von dem Widerwillen der besseren Franzosen, mit den Russen gemeinsame Sache machen zu müssen, von den erlauschten Ausdrücken des Spottes hinsichtlich der Schlagfähigkeit der englischen Alliirten, von den Ausbrüchen des Hasses gegen den deutschen Kronprinzen. Denn so sonderbar es klingen mag, der deutsche Kaiser wurde in den französischen Blättern „Mörder", „Henker", „Chef der Briganden" u. s. w. genannt, aber im Volke genießt er doch noch immer eine gewisse Achtung, die fast an Bewunderung grenzt, und wiederholt habe ich ihn bedauern hören, daß er gegen seinen Willen in diesen für ihn unglücklichen Krieg gedrängt worden sei, daß sein Sohn, der Kronprinz, ihn dazu getrieben, und als dessen Drohungen gegen den Vater und Herrn ohne Wirkung blieben, habe er mit seinem Selbstmorde gedroht, wenn der Krieg nicht erklärt würde, und das habe endlich den Kaiser in den Kampf getrieben. Hinzusetzen muß ich, daß so sehr die französischen Zeitungen die Thatsachen entstellten, um sie ihren Lesern angenehmer sagen zu können, sie zur Zeit der Mobilisirung und während der ersten Kämpfe lange nicht so gehässig schrieben oder so frech logen wie die in Paris erscheinenden „New Yorker Herald" und die „Daily Mail". Wenn „Matin" und „Petit Parisien" und „Journal" recht unglaubliche Dinge den Lesern anhängen wollten, zitirten sie, jede eigene Verantwortung ablehnend, jene beiden Blätter. Wenn diese sich nur darauf beschränkt hätten, hinsichtlich der Kriegsereignisse irre zu führen, könnte man das noch hingehen lassen, denn trotz ihrer eigenen gegentheiligen Behauptungen über den eigenen journalistischen Werth, nimmt man beide Blätter nirgends ernst, weder in Paris noch in London, aber sie brachten auch unwahre Nachrichten, die ihre eigenen Leser, die Engländer und Amerikaner, in Paris schädigten.

Der Matin hatte z. B., ihnen folgend, am 5. August mitgetheilt, daß die Belgier einige Regimenter Uhlanen vollkommen vernichtet hatten. Mit Berufung auf den „Herold" publizirte jenes gelesenste Blatt Frankreichs diese Nachricht unter einem über die ganze Spalte sich hinziehendem in schwersten Buchstaben gedruckten Kopf. Am nächsten aTge waren im „Matin" einige verschwindend kleine Zeilen eingeschaltet, daß die Sache nicht wahr war, daß die Redaktion jedoch annehme, daß diese englisch gedruckten Blätter selber getäuscht worden waren. „Herald" und „Daily Mail" haben diese Nachricht noch heute nicht widerrufen. Ebenso brachten sie einmal Nachrichten über die Wegnahme von 27 deutschen Kanonen, die am nächsten Tage in den französischen Blättern zu 7 zusammenschmolzen, um am dritten Tage zu nichts zu werden. Also die Legion dieser falschen Mittheilungen will ich nicht weiter berühren. Dagegen brachte der „Herald" eines Tages die Mittheilung, daß kein Amerikaner oder Engländer oder sonstiger Ausländer England betreten könne, ohne seinen Paß vorher vom englischen Generalkonsul visiren zu lassen. Ich glaubte dem „Herald" nicht und ließ dies unbeachtet. Doch die Beamten der amerikanischen Botschaft, und das zum Spott „Relief Committee" genannte Sammelsurium von theilweise mißbrauchten Amerikanern mit guten Namen, hatte allen anfragenden Amerikanern wiederholt gesagt, daß sie keine Zeit hätten, Auskünfte zu geben, daß die gestrandeten Amerikaner sich jeden Morgen den „Herald" kaufen sollten, da dies Blatt ihr offizielles Sprachorgan sei (their „official mouthpiece") und man darin alle Nachrichten finde, die der Botschafter oder das Relief-Kommittee auszugeben habe und die die Fremden interessiren könnten. So blieb denen, die gezwungen die Auflage des „Herald" erhöht hatten, nichts anderes übrig, als sich nach diesem Blatte zu richten. Der englische Generalkonsul verlangte für jedes Visa 3 Fr. 50, was an und für sich ja nicht viel ist, aber ihm dennoch etwa vierzig bis fünfzig tausend Francs eingebracht haben mag, wenn man auch nur annimmt, daß fünfzehntausend Fremde zu der Zeit in Paris waren. Sicher ist, daß die Amerikaner und Amerikanerinnen, die tagelang, wegen Erlangung ihrer Legitimationspapiere zu zweien und dreien auf den Stufen der drei Stockwerke gesessen, die zum amerikanischen Generalkonsulate in der Avenue de l'Opera führten, nun ebenso sich vor dem englischen Generalkonsulate bei der Madeleine wieder mit noch mehr Fremden zusammenfanden. Die vom „Herald" gebrachte Vorschrift war aber gar nicht erlassen worden, denn beim Betreten von England wurde Niemand nach dem Visa befragt und weder ich noch mein Sohn noch die Wenigen, die dem „Herald" nicht auf dem Leim gegangen waren, hatten bei der Landung auch nur ein Wort über das fehlende Visa zu verlieren.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen über diese Spottgeburt des „Relief Committees" zu berichten, dazu wird sich eine andere Gelegenheit bieten, so will ich nach dieser Abschweifung auf die Zustände in Paris zurückkommen, und zunächst auf die traurigen Geldverhältnisse. Gold war überhaupt aus dem Verkehr gezogen worden. Das konnte weiter nicht Wunder nehmen, aber daß es auch kein Silber, keine Fünffrancsstücke und kein kleines Geld, gab, das machte die Sache so viel schlimmer. Das zeigte sich zunächst, als die Bank Zwanzig- und Fünffrancscheine ausgab. Es war damit gar nicht geholfen. Es wollte Niemand auf die größeren Noten herausgeben, sie konnten es auch gar nicht und in den großen Provisionshäusern weigerten sich die Inhaber, das Papiergeld überhaupt zu nehmen und verzichteten lieber auf den Verkauf der Artikel. Das war der Patriotismus der großen französischen Kaufläden. Im lokalen Verkehre wurden dann von der Handelskammer garantirte Noten auf einen Franc und auf 50 Centimes ausgegeben. Diese wollte wieder das Publikum nicht nehmen. Dies führte zu unerträglichen Zuständen, mit Noten in der Tasche mußte man in Privathäusern hungern. In Fleischläden wurde eingedrungen, Gemüsestände wurden umgerissen, Bäcker wurden verprügelt, und da stellte sich wieder etwas Kleingeld ein und nach einigen Tagen wurde der Kleingeldmangel weniger fühlbar. Die Patrioten in manchen großen Geschäften machten sich jedoch die nun verminderte Misere noch immer zunutze. So aß ich eines Mittags, nach der schlimmsten Zeit, im großen „Boulant" am Boulevard des Capucines. Ich zahlte für meine Zeche von sieben Francs mit einer Fünfzigfrancsnote. Die Kassiererin gab mir drei Francs heraus. Sie hatte nicht mehr, wie sie sagte. Für den Rest gab sie mir eine auf ein kleines abgerissenes Papier mit Bleistift hingekritzelte Bestätigung: „Bon pour 40 frcs." und ihre persönliche Unterschrift. Sie wolle mir das Geld am Abend geben, wenn ich zum Diner kommen würde. Ich kam am Abend wieder und als ich meine Zeche berichtigte, gab sie mir einige Centimes heraus und einen anderen mit Bleistift getrizelten Zettel: „Bon pour 30 frcs." Ich sollte den Betrag bei der nächsten Mahlzeit erhalten. Das ging mir aber schon über den Spaß, doch hatte ich lange zu parlamentiren bis ich unter Verlust einiger Centimes mein Wechselgeld erhalten konnte.

Da Straßenbahnen und Autobusse von der Militärverwaltung in Anspruch genommen wurden, alle privaten Autos und Equipagen waren gleichfalls für die Mobilisirung gebraucht, so war man auf die Taxis angewiesen, die vor Antritt der Fahrten ihre eigenen Bedingungen stellten, gleichviel wieviel der Fahrtmesser zeigen sollte. Anstatt eines Franc sechs oder zehn Francs zu zahlen, war nichts Ungewöhnliches, und wenn man einen Polizisten fand und ihn zur Aufklärung herannief, ging er achselzuckend weiter. Aber selbst bei Annahme aller Bedingungen war es in den ersten Tagen unmöglich, einen Wagen zu bekommen, und die enormen Strecken in Paris mußten zu Fuß gemacht werden. Und gerade in diesen ersten Tagen der Mobilisation hatten die Fremden die meisten Wege zu machen. Nach den öffentlichen Anschlägen hatte man sich auf die zuständigen Polizeikommissariate zu begeben, um nach Vorzeigung der Pässe die Aufenthaltsberechtigung zu erhalten. Mein Kommissär befand sich in der Rue de la Convention. Dort jedoch wurde mir gesagt, daß ich in die eine halbe Stunde entfernte Rue Vaugirard gehen müsse. Als ich in letzterem Bureau nach mehrstündigem Warten zunächst vor den Sergeanten gelangte, sandte dieser mich und auch Andere mit der Weisung fort, eine Wohnungsbestätigung von unseren Hauswarten zu bringen. Wir jagten in unsere Wohnungen, erhielten diese Bestätigungen, wenn wir so glücklich waren, diese Herren zu Hause zu finden, oder wenn sie noch nicht eingerückt waren, und damit zurück zum Kommissär. Mir und meinem Sohne erklärte dieser jedoch, wir müßten zur Mairie in der eine weitere halbe Stunde entfernten Rue las Cases gehen; dort standen die Fremden in langer Linie bis weit über zwei Straßenblocks, und als wir endlich vor den Thürhüter kamen, sandte dieser uns nach der Rue de la Convention zurück, da der dortige Kommissär allein berechtigt sei, uns den ersehnten Schein auszuschreiben. Wieder mußten wir auf der Straße warten, zwei halbe Tage lang, ehe wir den Schreiber des Kommissärs zu Gesicht bekamen. „Les Chiens des Commissaires" nennt der Pariser diese Herren, da sie stets bereit sind, die Besucher anzubellen. Hier endlich wurden wir gemessen, beschrieben und verzeichnet und wurden schließlich angewiesen, in einer Stunde wiederzukommen, dann würde der Kommissär das Papier unterschrieben haben. Das hieß, daß wir uns dann wieder an wartende Reihen auf der Straße anzugliedern durften. Endlich hatten wir die Aufenthaltsberechtigung, die uns derselbe Mann drei Tage vorher, beim ersten Besuche hätte geben sollen. Nun sagte man uns, daß wir zur Abreise wieder einen anderen Schein brauchten, den man uns in der Rue de Las Cases, gegen Vorweisung des eben erhaltenen Zettels ausstellen würde. So stellten wir uns nach einem neuen Marsche in die lange Reihe der dort Wartenden. Wieder kamen wir endlich vor den Thürhüter, der uns erklärte, daß nach einer neueren Verfügung derselbe Herr, der uns den Aufenthalt bewilligt hatte, auch die Abreise bewilligen müsse. So standen wir denn auch bald wieder in der Rue de la Convention und als wir endlich, alles mochte eine Woche gedauert haben, auch die Erlaubnis zur Abreise besaßen, waren selbst die wenigen Züge eingestellt, die beim Beginne der Mobilisation noch der Mitbenützung mit den abreisenden Reservisten, offen waren..

Wenn diese Kopflosigkeit der Civilverwaltung sich in der Kriegsverwaltung wiederholt haben sollte, so können Einem die Soldaten leid thun. Thatsächlich sah ich nicht nur, daß die Wachen an Brücken und Tunnels in Civilkleidern oder Bauernkitteln Dienst thaten, die uralten Gewehre geschultert, nicht nur, daß in den ausmarschirenden Reihen diese Reservisten nicht uniformirt waren, sondern ich sah in den Regimentern ganze Züge in Zivilkleidern, viele darunter sogar ohne Waffen. Schuhe fand gar kein Reservist vor. Mit öffentlichem Anschlag, den aber keine Zeitung abdruckte, wurden die Reservisten aufgefordert, je zwei Paar Schuhe mitzubringen. Der Preis dafür sollte ihnen ersetzt werden. Die Nachfrage wurde dadurch so enorm, daß die Preise in die Höhe gingen. Die patriotischen Schuhmacher und Händler mögen die Gelegenheit theurer verkaufen zu können, vielleicht auch allzuweit ausgenützt zu haben, doch wenn die Kunde von solchen Fällen auf die Straße drang, dann nahm der Mob die Vertheilung der Fußbekleidung in die Hände. In vielen Fällen, die bekannt wurden, warf man die Händler und Verkäufer aus den Läden, waren die Schaufenster groß genug, so flogen die Leute durch diese und wurden dann von den Ambulanzen fortgeschafft, die Einrichtungen wurden zerstört und was man nicht unauffällig fortschaffen konnte an Waaren, das wurde auf die Straße geworfen. Uebrigens wurden in gleicher Weise auch die Preise der Vittualien regulirt und bei übertheuernden Fleischern, Bäckern etc. übernahmen, im publizirten Auftrage des Präfekten, Polizisten die Führung, die mit dem stets bereiten Mob die Stände von Gemüsehändlern einfach umstürzten und deren Waaren zu freier Beute machten. Ich fürchte sehr, daß die Bevölkerung, die jetzt vor und dann während der Belagerung Grund zu Klagen wegen der Preise bekommen mag, diese Gewohnheit der Preisregulirung noch viel mehr kultiviren wird. Solche Beispiele bleiben unvergeßlich.

Daß hinsichtlich der ein- und ausgehenden Telegramme und auch der Korrespondenzen von den militärischen Machthabern Zensur geübt wird, kann Niemanden erstaunt haben. Es sollte das von jedem vernünftigen Menschen erwartet werden. Nur hatten die Telegraphirenden in Paris sich auf die Ueberraschung nicht vorbereitet, die ihrer harrte. Bei der Abgabe der Kabel wurde man, im Auftrage des kommandirenden Generals, gezwungen Straße und Hausnummer des amerikanischen Adressaten mitzutelegraphiren, was eine Mehrausgabe für drei bis vier Worte involvirte. Was diese Zusätze zum Telegramm mit der Sicherheit von Frankreich zu thun hatten, ist unerfindlich. Selbst bei Adressen wie „Staatszeitung New York" wurden diese Zusätze verlangt. Im Weigerungsfalle nahmen die Beamten die Depesche gar nicht entgegen. Diejenigen, denen das passirte, mögen heute Jenen dankbar sein, denn die meisten Depeschen wurden trotz Allem am Ende doch nicht befördert, doch weder wurden die Telegraphirenden davon unterrichtet, noch auch wurde ihnen das bezahlte Geld zurückerstattet. Der Zensor hatte sie eben nicht passiren lassen. Ich zwar glaube nicht, daß der Zensor alle nicht angekommenen Telegramme wirklich gesehen hat. Was hätte ihn beispielsweise veranlassen können, meine Depesche, die ich meiner geängstigten Frau sandte, daß ich mich wohl befinde, zu inhibiren? Ich meine vielmehr, daß die schlechtbezahlten Postbeamten diese Kabel einfach unterschlugen und das Geld in vielen Fällen für sich behielten, denn sie waren sicher, daß das nie herauskommen konnte, da es ihnen strenge untersagt war, auf Reklamationen irgend eine Antwort zu geben. Als dann gar jede ausgehende Depesche, ohne Garantie der schließlichen Beförderung, zuerst den Revier-Polizeikommissären vorgelegt und von ihnen unterschrieben werden mußte, hörte das Kabeln schließlich ganz auf, denn Jedem graute vor der sich scheinbar nie vermindernden Wartelinie vor den betreffenden Aemtern.

Wenn ich nun zurückschaue auf jene Zeit in Paris und wiederum jene alten Zeitungen sehe, die hierher gelangt waren und die voll sind von dem Enthusiasmus, den die Reservisten angeblich entwickelt, sehe ich mich auch wieder an kühlen Abenden auf dem Balkon meiner Wohnung in der Avenue Felix Faure. Tiefe Stille rings um mich herum. Rechts von mir streckt sich das ungeheure in tiefes Schwarz getauchte Flugfeld hin, auf dem Reservisten lichtlos lagern, in der weiteren Nachbarschaft waren unbebaute Gründe, und Automobilschuppen in der Rue de la Convention, gefüllt mit Soldaten, die vielleicht schon morgen an die Grenze befördert werden sollen. Alle diese Lager umstanden von regulären Soldaten mit aufgepflanztem Bayonett, mit schießbereiten Gewehren. Nichts unterbricht die Finsternis als die nach feindlichen Aeroplans auslugenden mächtigen, die Strahlenrichtung wechselnden Scheinwerfer des Eiffelthurmes. Zuweilen wird die Stille jede unterbrochen, säh, scheill, ein Knall — und Frankreich hat wieder einen seiner „begeisterten" Reservisten verloren.

Frohgemuth fand ich nur die Fliegerbataillone. So viele uniformirte Flieger fand ich beispielsweise in den ungeheuren Lagerräumen der Spediteure Bedel & Co. untergebracht, als ich wegen Einstellung meines Mobiliars einigemale dorthin gehen mußte, daß ich mir oft dachte: um diese Alle, die um den Arm rothe Bänder mit einem weißen „A" tragen, zu beschäftigen, muß die französische Armee mehr Luftzeuge besitzen als überhaupt bisher erzeugt wurden. Ich glaube aber, daß diese enorme Anzahl von Fliegern vielmehr da ist, um den Parisern Verkrauen einzuflößen, daß sie in der Luft, vor deren metallischen Niederschlägen man allgemein mehr Angst hatte, als vor irgend etwas sonst, genügenden Schutz haben, als von der Möglichkeit, diese Bataillone thatsächlich zu verwenden. Die bisherigen Errungenschaften der französischen Flieger scheinen diese Annahme zu bestätigen.

Wenn ich alle meine Pariser Erfahrungen zusammenfasse, komme ich zu demselben Resultate wie ein mitreisender französischer Reservist, der in Belgien Bankier sein oder sonst eine